

3. Kapitel – Ein Sklavenleben

„Mehr Glut!“ Gehorsam drückte ich abwechselnd die beiden Blasebälge aus Ziegenleder. Mit sanftem Fauchen entwich die Luft. Wie von Zauberhand berührt, verfärbten sich die gräulichen Holzkohleklümpchen in helles Rot.

Guntram der Goldschmied war ein schweigsames Männchen von klapperdürerer Gestalt. Als Goldschmied zählte er zu den angesehensten Meistern auf dem Fronhof zu Swelmena, das die Franken jetzt Mulinhuso nannten. Selbst Sigibert, der königliche Meier, achtete die Meinung des Meisters.

Niemand vermochte derart geschickt wie Guntram Quecksilber und Gold zu mischen. Unter Einsatz von Feuer und Wasser gelang es ihm mit dieser Mixtur, Schwertgriffe, Fibeln oder Armbänder zu vergolden. Das Wissen darum erbt er von seinem Vater.

Für diese Fertigkeit musste Guntram teuer bezahlen. Die giftigen Dämpfe des Quecksilbers hatten den Schmied vorzeitig zum Greis werden lassen. Seine nervigen, kräftigen Hände und das zahnlose, von zahllosen Falten zerfurchte Gesicht schienen zwei verschiedenen Menschen zu gehören.

Heute widmete sich Guntram nicht der Vergoldung, sondern dem Niello, der Kunst, schwarz leuchtende Verzierungen auf einem goldenen oder silbernen Gegenstand aufzubringen.

Gestern hatte Guntram bereits ein wundervolles Muster aus Schlangen und Ranken in die silberne Fibel geschnitten, die jetzt auf dem steinernen Amboss neben dem Feuer lag.

Im Feuer selbst standen zwei Tiegel, einer gefüllt mit Kupfer und Silberspänen, der andere mit einem Gemisch aus Blei und Schwefel.

Ich durfte Guntram helfen. Zwar bestand meine Hilfe einzig im Ziehen und Treten der beiden Blasebälge, die das Schmiedefeuher anheizten, aber ich musste nicht mit aufs Feld. Außerdem machte es mir Spaß, dem Meister bei der Arbeit zuzusehen.

Hier in der Schmiede fühlte ich mich wohl. Es war das kleine Glück eines Sklaven. Seit drei Jahren lebte ich nun schon als Leibeigener auf diesem Fronhof. Meister Guntram zählte zu den wenigen Franken, die mich das nicht alltäglich spüren ließen.

Damals, nach der verlorenen Schlacht an der Onestrud, töteten die Sieger nicht ziellos. Nein, sie brachten vor allem kampffähige Männer, Greise, ältere Frauen, Kleinkinder und Krüppel um. Knaben, Mädchen und junge Frauen kamen mit dem Leben davon, um als willige Sklaven verkauft zu werden.

Mich verschlug es hierher nach Swelmena, einem Ort am Oberlauf der Onestrud.

Über das Los meiner Mutter und meiner Schwester Richlinde wusste ich nichts. Seit der Mordnacht hatte ich weder sie noch einen anderen Freund oder Bekannten von der Tretenburg gesehen.

Das Gut Swelmena gehörte einstmal einem Thüringer Adelsgeschlecht, dessen Oberhaupt in den Kämpfen des Jahres 531 gefallen war. Nun besaß es der fränkische König Chlothar.

Die ersten Monate der Leibeigenschaft waren die schlimmsten. Mit Angst und Schrecken brachen die Franken den letzten Widerstand der Besiegten – viel Prügel, wenig Essen und harte Strafen bei den geringsten Vergehen. Erst nach ein bis zwei Jahren begannen sich die neuen Herren sicherer zu fühlen und benahmen sich etwas berechenbarer.

Jetzt kam es sogar vor, dass ein Unfreier wie ich nicht nur von früh bis spät unter Aufsicht auf dem Feld rackern musste, sondern den einen oder anderen Tag in der Werkstatt arbeiten durfte, allerdings bloß, wenn der Meister bei Sigibert, dem Hofmeister um einen Handlanger nachfragte.

„Es ist gut!“

Ich stoppte die Bälge. Guntram griff mit einer eisernen Zange nach der Blei-Schwefel-Mixtur. Vorsichtig goss er sie in den Topf mit der Legierung aus Silber und Kupfer.

„Luft!“

Die Blasebälge prusteten los, während der Meister das flüssigheiße Gemisch geschickt mit einem Holzkohlestab verrührte.

Große Schweißperlen rannen von Guntrams Stirn. „Gib mir die Pfanne dort!“, befahl er zwischen zwei Atemzügen.

Schnell reichte ich ihm einen dritten Tiegel, dessen Innenwand mit einer dicken Paste eingestrichen war. Borax lautete der merkwürdige Name dieser Substanz. Ihre Herstellung gehörte zu den bestgehütetsten Geheimnissen des Meisters.

Guntram schüttete nun alles zusammen in den Borax-Tiegel und stellte diesen sofort ins Feuer.

Erneut zog ich an den Blasebälgen, was die Muskeln hergaben. Guntram rührte das neue Gemisch wieder und wieder durch. Endlich war er zufrieden.

Vorsichtig kippte der Schmied nun die glühende Masse in einen wassergefüllten Bottich.

Während er den Tiegel leerte, rührte ich das Wasser mit einem Reisigbesen, so schnell es ging. Unter lautem Zischen zerdampfte die heiße Flüssigkeit im kalten Nass.

Über einem Sieb goss Guntram das Wasser ab. Zurück blieben kleine, spröde Körnerchen.

Mit einem leisen Stöhnen drückte Guntram seinen Rücken gerade.

„Pause!“, meinte er und holte einen Korb von dem breiten Brett neben der Tür. Gemächlich entnahm er ihm einen großen Brotfladen und brach diesen in zwei Hälften: „Willst du?“

Und ob ich wollte! Brot – seit Monaten hatte ich das nicht mehr gegessen, denn einem Sklaven stand nur Hirse oder Gestenbrei zu.

Herzhaft biss ich in den Fladen. Welch ein Genuss! Im Handumdrehen hatte ich den Fladen verschlungen. Bei Guntram dauerte die Mahlzeit länger. Sorgfältig schnitt er das Brot in kleine Stücke, die er mit seinem zahnlosen Gebiss schlucken konnte.

„Was steht jetzt an?“, erkundigte ich mich.

Der Meister mümmelte noch eine Weile vor sich hin. Dann ließ er sich, ganz gegen seine Gewohnheit, zu einer längeren Erklärung herab.

„Als nächstes zerstoßen wir die Körner in einem Mörser zu Pulver und füllen es in den Kiel einer Gänsefeder. Mit dem Federkiel lässt sich das Pulver gut in die feinen Ritzungen der Fibel streuen. Wenn das geschafft ist, erhitzen wir die Fibel vorsichtig über dem Feuer, gerade so heiß, dass zwar das Niello einschmilzt, das Silber der Fibel jedoch fest bleibt. Abschließend, nach dem Abkühlen, muss man das Stück glatt schleifen und polieren.“

Von der freundlichen Art des Meisters ermutigt, fasste ich mir ein Herz. „Guntram“, bat ich, „kannst du mich in die Lehre nehmen. Ich möchte Kunstschmied werden.“

Das faltige Gesicht des Meisters wurde noch faltiger. „Nein! Das geht nicht.“ Enttäuscht ließ ich den Kopf sinken.

„Glaube mir. Ich würde dich gern nehmen“, Guntram sprach mit eindringlicher, sich fast entschuldigender Stimme, „Meier Sigibert wird jedoch dagegen

einschreiten, wenn ich einen Leibeigenen in die freie Kunst des Goldschmiedehandwerks einweihe.“

Urplötzlich brach die Erbitterung jahrelanger Knechtschaft aus mir heraus. „Ich will nicht meinen Lebttag geschunden werden. Ich will nicht Äcker bearbeiten, die mir nicht gehören, immer in Furcht vor Schlägen, vor Beschimpfungen und den Launen der Aufseher ausgesetzt.“

Nur mit Mühe unterdrückte ich einen Weinkrampf.

Traurig blickte der alte Schmied auf mich nieder. „Pass bloß auf, was du sagst! Grausam verfahren die edlen Herren mit Aufrührern.“

„Auch mein Vater war ein edler Herr, aber nichts lag ihm ferner als Grausamkeit“, begehrte ich auf.

„Ein edler Herr?“, zweifelte Guntram. „Jeder Knecht behauptet, von einem Herzog abzustammen.“

„Mein Vater war kein Herzog. Er war Vogt, Burgvogt der Tretenburg!“, beharrte ich in stolzem Trotz.

Ich weiß bis heute nicht, welcher Hafer mich dabei stach. Ein Wort von Guntram und der Meier hätte mir wegen Aufsässigkeit den Rücken blutig peitschen lassen.

Guntram tat etwas ganz anderes. Er tippte sich mit dem Finger an den Mund – ein Zeichen zu schweigen.

„Wenn dir dein Leben lieb ist, sage niemandem, wer dein Vater war“, beschwor er mich. „Niemandem! Hörst du! Weder Freund noch Feind!“

„Bisher fragte mich keiner nach meinen Eltern. Wen kümmert es schon, wessen Sohn ein Sklave ist“, entgegnete ich sorglos. „Warum sollte ich meinen Vater verschweigen? Ich kann stolz auf ihn sein.“

Guntram seufzte: „Diese störrische Jugend. Also gut! Es geht das Gerücht, der Vogt der Tretenburg habe in der Nacht vor dem Fall dieser Festung den Thüringer Königshort vergraben. Man wird dich fragen, wo dieser Hort liegt.“

Verständnislos blickte ich Guntram an: „Das weiß ich doch nicht!“

„Keiner wird dir glauben. Voller Gier werden sie dich foltern. Nimm meinen Rat an. Ich hatte mein Lebttag mit Gold und Menschen zu tun. Gold ist edel, der Mensch ist es nicht. Sie werden dich töten, einerlei ob du sagen kannst, wo der Schatz liegt oder nicht. Als Wissender bist du gefährlich, als Unwissender nutzlos.“

Langsam dämmerte es mir, dass der alte Goldschmied die Gefahr beileibe nicht übertrieb.